

dtv

Ein elfjähriges Mädchen, ein eigenwilliges, phantasievolles Kind, das elternlos in einem abgelegenen Tal aufwächst, behauptet, es könne Vögel machen. 1652 wird es unter der Anklage der Hexerei aufgegriffen und nach einem qualvollen Prozess in Luzern hingerichtet. Die Obrigkeit hat nicht zufällig das elternlose Kind als Opfer ausgewählt: Es ist das schwächste Glied einer Gemeinschaft aufrührerischer Bauern, die zur Raison gebracht werden sollen. Sieben Jahre später in Oberschwaben ein anderer Fall: Ein neunjähriger Junge und seine elfjährige Schwester werden der »Buhlschaft mit dem Teufel« verdächtigt und verurteilt. Zu jung für eine Hinrichtung, werden sie vier lange Jahre im Kloster Buchau »aufbewahrt«, bis das Urteil an ihnen vollstreckt wird.

»Vielleicht bedarf es eines Romans der Art, die bei historischer Genauigkeit die Hoffnung, die Not und die Irrwege von Menschen in ihrem ganzen Ausmaß fühlbar macht, um eines der düstersten Kapitel unserer Vergangenheit ins Bewusstsein zu heben. So einen Roman schrieb Eveline Hasler.« (Gerhard Beckmann in der ›Welt‹)

Eveline Hasler wurde in Glarus/Schweiz geboren. Sie studierte Psychologie und Geschichte in Fribourg und Paris. Bekannt wurde sie zunächst mit ihren Kinderbüchern, die in zahlreiche Sprachen übersetzt sind. Die im Tessin lebende Autorin wurde u. a. mit dem Schubart-Literaturpreis und dem Meersburger Droste-Preis für ihr Gesamtchaffen ausgezeichnet.

Eveline Hasler
Die Vogelmacherin

Die Geschichte
von Hexenkindern

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe
September 2001
3. Auflage Mai 2008
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

© 1997 Verlag Nagel & Kimche AG, Zürich/Frauenfeld
Der Abdruck des auf S. 199–203 abgedruckten Auszugs aus der ›Urgücht‹
erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Hauptstaatsarchivs Stuttgart.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: ›Mädchenkopf‹ (um 1630) von Jan Lievens
Gesetzt aus der Sabon 10/11,25
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-12914-5

Die Geschichte der Kindheit
ist ein Alptraum,
aus dem wir eben erst erwachen.
Lloyd de Mause

Vor Jahren, bei meinen Recherchen über Anna Göldin, die »letzte Hexe« Europas, bin ich immer wieder auf Kinder gestoßen, die in den Verdacht der Hexerei geraten, mit dem Tod bestraft worden sind. Im 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts zieht sich eine Verfolgungswelle von Italien, Frankreich, der Schweiz, Deutschland weiter nach Finnland und Schweden bis in die Neuenglandstaaten. Ihre Opfer: Kinder, wegen ihres Andersseins und ihrer Phantasie als Bedrohung empfunden in einer naturfeindlichen, von abartigen Gedanken verquerten Welt. Beim Lesen der Gerichtsprotokolle fallen die sexuellen Projektionen der Erwachsenen auf die Kinder auf, im Gegenzug bedienen sich die Kinder, um ihre Probleme auszudrücken, der Hexen- und Dämonenvorstellungen der Erwachsenen.

Ein historischer Aufsatz lenkte mein Interesse auf Kinder im oberschwäbischen Raum. Ein Fall erschien mir besonders erschreckend: Zwei Geschwister, wegen Hexerei verurteilt, mussten auf Beschluss der juristischen Fakultät von Ingolstadt vier Jahre lang im Damenstift Buchau »aufbewahrt« werden, bis sie alt genug waren, dass man das Urteil an ihnen vollstrecken konnte. Das Ambiente des Federsees, an dem das Stift liegt, belebte meine Imagination, erst später erfuhr ich durch den Archivar in Saulgau, diese Kinder stammten ursprünglich aus der Nähe meines Wohnorts im Tessin, die Gerichtsprotokolle hingegen wären seit langem unauffindbar.

Durch die Lektüre eines historischen Werks aus dem letzten Jahrhundert war ich inzwischen auf Kinder aufmerksam geworden, die in Luzern als Hexen hingerichtet worden seien. Der damalige Leiter des Luzerner Staatsarchivs mach-

te mir für meine Suche wenig Mut; er sei dem Phänomen der Kinderhexen in seinen Dokumenten nie begegnet. Trotzdem fanden sich in den *Turmbüchern* seines Archivs allein für den Zeitraum von 1652 bis 1664 die Prozessakten über sieben in Luzern hingerichtete Kinder.

Aus diesen griff ich die Geschichte der elfjährigen Katharina Schmidlin aus Romoos heraus, die zum Tode verurteilt worden war, weil sie behauptet hatte, sie könne Vögel machen.

Während meiner Nachforschungen in Luzern fand sich dann, wider Erwarten, im Hauptstaatsarchiv Stuttgart auch die *Urgücht*, das Gerichtsurteil über die Buchauer Kinder.

Den in den Archiven in Vergessenheit geratenen Geschichten dieser Kinder neues Leben einzuhauchen, heißt einen Teppich zu weben aus gesicherten Tatsachen und Mutmaßungen. Die Dokumente zu beiden Fällen sind im dritten Teil meines Buches abgedruckt. Geschrieben habe ich diese Geschichte zum Andenken an all die Kinder, die als Opfer der eignen noch ungebändigten Phantasie, der Zählungssucht und der pervertierten Projektionen der Erwachsenen zu Tode gekommen sind.

Luzern 1652

Die Magie der Existenz ist ungeheuer.
Raul Gustavo Aguirre

Vögel und Kinder kosten nichts, sagte der Landvogt, und was nichts kostet, wiegt nicht schwer, ist im Nu vom Wind verblasen: auf zehn Neugeborene müssen fünf das Leben lassen, aber kaum ist der kleine Sarg im Boden, wächst schon ein Neues im Bauch der Mutter nach.

Vögel und Kinder, fügte er bei, gibt es in diesen Dörfern im Überfluss, im Gedränge fallen sie aus Nestern und Betten, nicht umsonst nennt der Volksmund vögeln, was zum Kindersegen führt.

Das Kind kam aus dem Haus und zählte auf der Esche neben dem Weiher die Vögel, drei rotfüßige, vier schwarzfüßige, und auf dem Wipfel ein Eichelhäher mit wippendem Schwanz, glänzenden blauweißen Spiegeln auf den Flugfedern.

Was denkt ein Vogel, dachte das Kind. Es bückte sich nach einem Stein, pfeilschnell schoss er auf die Äste zu, doch keiner der Gefiederten fiel vom Baum, rauschend flogen sie auf, zogen eine Spur durch die Nebelluft, drehten mit krächzendem Gelächter eine Runde, im Nachbarbaum plusterten sie sich auf, wippten.

Der Landvogt Amrhyn stand in der Morgenfrühe am Fenster des Gasthofs, seine massige, noch unbedeckte Gestalt verdunkelte die Scheibe.

Wo sind meine guten, meine lockeren Jahre, dachte er, Zugvögel sind sie, die, den Schneeeruch schon unter den Schwingen, vor Einbruch des Winters südwärts geflogen sind, ihn zurückgelassen haben am Rande des Alters, in diesem engen, von Nebeln heimgesuchten Tal.

Nun bleiben ihm die Gedankenvögel, sie schwirren im Kopf, sind auch tagsüber unter keinen Hut zu bringen, fliegen, kaum ist er erwacht, einzeln oder in Schwärmen ein

und aus, wo er doch bei seinen ausgelasteten Tagen noch dringend der Ruhe bedürfte. Vorbei mit dem schummrigen Dösen, er hadert mit dem Schicksal, nicht mehr in einer der Landvogteien südlich des Gotthards zu regieren, wo in milder Luft alles leichter fällt, in einem Palazzo mit farbigen Mauer-Graffiti, auf dem Vorplatz die Schandsäule, wo die Rücken der Unbotmäßigen und der Steuerhinterzieher gebeugt werden. Er ist es leid, in schäbigen Gasthöfen im Hinterland der Stadt Luzern zu nächtigen und als Landvogt des Entlebuch sich die Klagen aufmüpfiger Bauern anzuhören.

Der Tag begann frisch und trüb, Nebel hing über den Dächern. Vor dem Gasthof von Wolhusen dampfte der Misthaufen, und Amrhyn war, zwischen den Halmen des gluckenhaften Gebildes aus Stroh und Dung bewege sich etwas, dann und wann blitze ein Stückchen helle Haut, sie lässt ihn an ein Ferkel denken, das sich vielleicht nachts in die Wärme des Mists geflüchtet hat, aber die Erschütterung wird heftiger, etwas wie ein Vierfüßler zeichnet sich ab, der sich plötzlich auf zwei Beine stellt und zwischen den Halmen herausbricht: Es ist, zu Amrhyns Erstaunen, der nackte Körper eines Mädchens.

Im fahlen Licht des Morgens hat der Körper etwas Gleißendes, ein fischbauchiges Weiß, das ins Grünliche übergeht. Ja, der schlanke Leib des Mädchens sei ihm glitschig vorgekommen, sagt Amrhyn später zur Wirtin, auch die Art, wie er sich gewunden habe, um Mistteilchen und Halme loszuwerden, habe ihm etwas Fischhaftes verliehen.

Geh nicht zum Weiher, hatte die Wirtin gesagt.

Aber das Kind hat den langen Weg nicht gescheut, kniet im letzten Licht des Tages am Weiher, um nachzusehen, ob die Fische, die es vom Wirt geschenkt bekommen hat, ihre Nahrung finden und nicht aus Hunger an den Laichschnüren der Kröten knabbern.

Es ist dabeigewesen, als die Kröten den Laich abgelegt haben: Von allen Seiten sind sie gekommen, aufgedunsene, weibliche Tiere, rötlich, wie hautlos, viele schwer beladen mit Männchen auf dem Rücken; torkelnd kämpfen sie sich durch den Schlick. Findet ein Weibchen zum Wasser, wird es vom stärksten der im Schilf lauernnden Männchen besprungen, aber weil zu wenige ankommen, stürzen sich manchmal drei oder vier auf das gleiche Tier, sie zappeln aneinander geklammert, ein Krötenklumpen, der sich neben schillernnden Luftblasen dreht, da, dort, überall zwischen Laichschnüren und Halmen diese in Bewegung geratenen Liebes- oder Hassbälle.

Katharinas Tante Ernestine wohnt am Steilhang; hinter dem Haus, in all dem Abschüssigen, ist da ein kleiner ebener Boden mit einem Tümpel.

Außer einem Estrichloch unter dem Vordach hat die hangwärts gelegene Schindelwand keine Fenster, das Kind spielt hier, sicher vor Ernestines Augen, in einer eigenen Welt. Die alte Frau mag das sumpfige Gelände nicht, sie meidet die Wiese mit den kleinen Rinnsalen, die den Weiher speisen; um Holzschuhe und Strümpfe nicht nass zu machen, ruft sie das Kind, wenn es zum Arbeiten oder Essen ins Haus kommen soll, vom Kiesweg aus.

Das Kind kniete stundenlang am Weiher, die Stille war ausgefüllt mit dem Geräusch der Wassertiere, dem Summen der Insekten, dem Flüstern seiner erfundenen Gestalten, nur

ungern trennte es sich davon, um im Gasthof der Verwandten zu helfen, zupacken lernen müsse es, ja, höchste Zeit.

In der niedrigen Gaststube setzten sich Vertrauensleute aus Wolhusen, Entlebuch und Schüpfheim zum Landvogt an den Tisch, Amrhyn mochte ihre bäurischen Gesichter nicht, der Mistgeruch ihrer Kleider aus braunem Tuch war ihm unangenehm, aber er brauchte ihre Berichte über die neuesten Unbotmäßigkeiten in den Dörfern. Die Umtriebe gegen die luzernische Obrigkeit hatten, so empfanden es auch andere Vögte, in diesem Jahr 1652 ein fast unerträgliches und gefährliches Maß erreicht, vor den nächsten Visitationen mussten für die Behörden genaue Protokolle erstellt werden. Für die morgige Visitation in Romoos war Amrhyn ein ausgezeichnete Schreiber zugesichert worden, der die Verhältnisse in einer klaren, nicht vom Dialekt überwucherten Sprache darlegen konnte: Wolfgang Hackenburger, ein süddeutscher Jesuit, vorübergehend Hilfssekretär in der päpstlichen Nuntiatur in Luzern.

Die junge Wirtin brachte die Speisen auf den Tisch. Amrhyn hatte sie schon während seiner letzten Besuche als langsam empfunden, nun war sie hochschwanger; sie steuerte ihre Körperfülle durch den Raum, die Bewegungen noch bedächtiger als sonst, trug Platten auf mit Schinken und Eiern, Eingemachtem und kaltem Braten, ein Ende des Aufstischens war nicht abzusehen.

Alles hatte sie vor dem Landvogt, dessen Leibesmitte an die Tischplatte stieß, im Halbkreis aufgebaut, jetzt fehlte es noch an Tranksame.

Die Wirtin stellte ein paar Schlegel Wein hin, öffnete die Bodenklappe neben dem Kachelofen, rief ungehalten in die Tiefe: Wo bleibt denn der Most?

Ein kleines Mädchen tappte die Treppe herauf mit einem Krug, er ist nur halbvoll, sagte es weinerlich, die Kerze ist unten schon wieder ausgelöscht.

Das waren wohl deine Gespenster, rügte die Frau.

Sie stellte den Steinkrug auf den Tisch, langte vom Regal einen zweiten, presste ihn dem Kind in die Hand.

Geh, geh noch mal, sagte sie.

Der Landvogt hatte das Mädchen erkannt: Es war der kleine Mistkäfer von heute früh.

Was macht das Kind hier, fragte er die Wirtin.

Es hilft mir in der Küche, wenn wir Gäste erwarten wie heute, sonst wohnt es bei seiner Großtante in Romoos, weitläufig bin ich mit der alten Frau verwandt. Die Mutter des Kindes war eine liederliche Person, die ihrem Liebhaber irgendwohin, ich glaube nach Straßburg, nachgereist ist.

Das Mädchen ist heute früh aus dem Mist gekrochen, sagte Amrhyn.

Die Wirtin blickte erschrocken, Hals und Wangen färbten sich fleckig rot.

Das Mädchen läuft nach Feierabend den langen Weg nach Romoos hinauf, versuchte sie zu erklären. Vom Dorfwirt hat es ein paar Fische für seinen Teich bekommen, die müsse es füttern, sonst würden sie sich am Krötenlaich vergreifen. Hat man so etwas Verrücktes schon gehört? Sie machte eine Pause, erwartete Zustimmung, fuhr dann fort: Ich habe ihm das Weglaufen in der Dämmerung verboten, aber es kümmert sich nicht darum, ist gestern abend wieder verschwunden. Da habe ich die Tür verriegelt, gemeint, es finde wohl in der Scheune einen Schlafplatz.

Das Kind hat sich mit dem leeren Krug hinter den Kachelofen gestellt. Will nicht noch mal nach unten. Hasst die Bodenklappe. Fürchtet sich, die steile Treppe hinunterzugehen, den Krug in der rechten, die brennende Kerze in der linken Hand.

Die Stufen sind zu schmal, eine Hühnerleiter, hat die Wirtin gesagt, man könne sie ihr, einer Hochschwangeren, nicht mehr zumuten.

Soll sie doch selber gehen, die Dicke, denkt das Kind.

Aber da ist die Wirtin schon, greift in den Winkel des Kachelofens, in die pflaumenblaue Dämmerung der Kacheln, gibt dem Mädchen einen Stoß: Was hab ich gesagt? Geh, geh schon.

Das Kind, gewohnt, sich im Freien aufzuhalten, fühlt Beklemmung in fremden Häusern, es fürchtet das alte Wirtshaus mit seinen Dachbalken, seinem Labyrinth von Kammern. Die Bodenklappe in der Wirtsstube ist ihm nicht geheuer, die Wirtsleute stellen ihm eine Falle, wie man sie im Wald, getarnt mit Reisig, für die wilden Tiere baut, geht das Tier darüber, bricht es durch das Gewicht seines Körpers ein, fällt, kommt nie mehr aus der Grube.

Schritt um Schritt tastet sich das Kind in die Unterwelt. An den schwitzenden Kellermauern vorbei, an den Salpeterflecken mit den Umrissen von Totenköpfen; sie grimassieren, blecken im Widerschein der zuckenden Flamme die Zähne. Eine schmale eiserne Tür da hinten, meist verriegelt, wenn die Wirtin sie aufschließt und mit dem Lichtstrahl hineinzündet, wird es grün unter dem Gewölbe von den dickbauchigen Korbflaschen mit Wein und gebranntem Wasser.

Voller Türen ist das alte Gasthaus, jede birgt ein Geheimnis, und Katharina spürt oben im Schlaftrakt diesen Zwang, trotz des Verbots Klinken zu drücken, schauernd in die Kammern zu blicken: In der ersten haust der Kopflose, in der zweiten die Mummelgreisin, in der dritten . . . Knarrend geht die Tür einen Spaltbreit auf: Ein Frosch liegt im Bett, windet sich, rosa, nackt, auf einem andern, wie im Kröten-teich zappelnde Bewegungen, die lurchigen Augen, die entgeistert zur Tür schauen, die dünnen blonden Haare, sie gehören, ja, sie täuscht sich nicht, dem Gemeindeamman von Romoos . . .

He, kommt der Most?

Die Stimme von oben treibt das Kind weiter, zum Steinguttopf mit den Soleiern, zum Mostfass. Da, ein heimtückischer Luftzug im Winkel, der ihm die Kerze ausbläst, ihm

eisig an die Kehle fährt, und die Angst, es finde im Dunkeln nicht mehr zur Treppe, die Bodenklappe lasse sich nicht mehr von unten öffnen, die Wirtin beschwere sie mit ihrem Körper.

Mit langsamen Bewegungen, wie schlafwandlerisch, war das Mädchen wieder in der Oberwelt aufgetaucht, es stellte, während die Männer in ihre Gespräche vertieft waren, den Mostkrug auf dem Tische ab, verzog sich dann in sein Versteck hinter dem Kachelofen.

Auf der Schauseite, wo die Männer sitzen, sind die Kacheln sepiafarben mit ländlichen Szenen bemalt, auf der Rückseite türmt sich das Gebirge aus Kacheln von verwaschenem Pflaumenblau, drei Stufen führen zur Nische, wo die Wirtin oft nasse Kleider trocknet und Birnenschnitze dörft, nur ein schmales Kind findet da Platz und kann sich hineindrücken, ist jetzt, die Wange an einer der kühlen Kacheln, ganz Ohr. Zwar versteht es kaum etwas von den besprochenen Dingen, doch es gefällt ihm, auf das ungewohnte Murmeln zu hören, die Großtante, bei der es wohnt, spricht abends kaum ein Wort. Der Landvogt hat eine tiefe, dröhnende Stimme, wenn sie ertönt, verstummen die andern, die Landvogt-Wörter fallen schwer in die Stille, wie Steine in einen Teich: plumps, plumps, plumps. Ein Schüttern geht durch den Ofen, das Kind erspürt es mit der Wange, lauscht versonnen auf den Nachhall.

Dieser Mann verdient keinen Schutz mehr, sagte jetzt Amrhyn, wir erklären ihn für vogelfrei.

Vogel-frei, dachte das Kind. Vooo-gel-frei.

Im Rhythmus des Wortes bewegte es stumm die Lippen.

Auch ich, dachte es, möchte frei sein wie ein Vogel, und sogleich kam ein Wind und packte es, hob es aus seiner Nische heraus, zog es durchs Fenster, und es wiegte sich im Luftstrom wie ein hochgewirbeltes welches Blatt, in der schweren Gräue besann es sich auf seine Flügel und stieg auf, immer leichter und freier: vogelfrei. Es flog über Hügel und Berge bis in die große Stadt, wo die Mutter diente, es

setzte sich auf ein Fensterbrett vor dem Gasthof, und die Mutter tat sachte das Fenster auf und streute ihm Körner und Zuckerbrot.

Oh, hauchte das Kind gegen die Kachel, und sie beschlug sich mit seiner Sehnsucht, die unbekannte Mutter zu sehen, die weggegangen war, als das Kind noch nicht einmal auf seinen kleinen Beinen hatte stehen können.

Am Eichentisch war eine Pause entstanden, da hörte einer der Gefolgsleute des Vogts das leise Stöhnen.

Ich glaube, der Ofen hat Ohren, sagte er, jedenfalls hat er einen Mund.

Er ging um das Gebirge aus Kacheln herum und entdeckte das Kind in der Nische, es an den Nackenhaaren packend, trug er es wie eine herrenlose Katze an den Tisch vor den Landvogt.

Dieses Kind hat überall seine Augen und Ohren, sagte Amrhyn, und als es auf seinen Beinen stand, fragte er es: Wie heißt du?

Katharina Schmidlin.

Wie alt?

Bald elf, sagte das Kind.

Es blickte dem Herrn ohne Umschweife ins Gesicht, nur die Augenlider mit den blonden Wimpern zuckten.

Sehr helle Augen, blaue oder grüne, dachte der Landvogt, jedenfalls haben sie etwas Wässriges.

Leicht eingeschüchtert, aber mit unverhohlener Neugier hielt das Kind dem Blick des Landvogts stand, es interessierte sich für seine mächtige Halskrause, für die Kette über dem gefältelten Gewand, für den gestriegelten, mit Pomade geschwärtzten Bart unter dem feisten Gesicht.

Du wohnst in Romoos?

Es nickte.

Dort oben habt ihr es gut, habt blauen Himmel, wenn das Tal unter dem Nebel liegt, sagte er.

Das Kind lachte kurz auf; ein Glucksen, ein wässriges Geräusch, das es gleich mit der Hand auf den Lippen erstickte.

Es blickt mich an mit dieser Mischung von verschämter Verschlagenheit und bockigem Eigensinn, wie ich sie von den Bauern hier kenne, dachte Amrhyn. An den Abhängen des Napfs, oben in Romoos, sind die Bewohner besonders störrisch, mal sehen, was sie morgen während meiner Visitation vorzubringen haben, sogar der Pfarrer, Sidler heißt er, ist ein kleiner Rebell.

Die Wirtin, die das Kind am Tisch stehen sah, glaubte, es falle mit seinem Geplapper den hohen Herren zur Last, sie schickte es in die Küche, Brot zu holen.

Das Kind ist einsam aufgewachsen, sagte sie, als wollte sie es entschuldigen, es hat seltsame Manieren und seltsame Ideen, so behauptet es etwa, es könne Vögel machen.

Vögel? Der Landvogt fragte es zerstreut.

Seine Vertrauensleute verlangten seine Aufmerksamkeit zurück, einige waren, beim Gedanken an die unerledigte Arbeit auf den Höfen, unruhig geworden und drängten auf die Erledigung der Traktanden, noch standen einige Berichte aus.

Amrhyn kannte die Klagelitaner auswendig: die hohen Brückenzölle, die Geldstrafen, Einbußen durch die neue Währung, die Landbevölkerung hatte kaum Zeit gehabt, die wertlos gewordenen Münzen umzutauschen. Man rebelliere gegen das Versammlungsverbot, treffe sich heimlich bei den Aufständischen; Namen fielen, die dem Landvogt längst durch andere, noch geheimere Kanäle zu Ohren gekommen waren: Stephan Lötscher, Landespannerherr Emmenegger, Weibel Krummenacher.

Und? Was noch? Amrhyn fragte es leicht gelangweilt. Der Zuständige für Schöpfheim steckte dem Landvogt den Entwurf eines Bittschreibens zu, die Unzufriedenen wollten damit demnächst an die Obrigkeit gelangen.

Der Landvogt griff nach dem Blatt und las.

Das ist ja unglaublich!, rief er überrascht. So schreibt kein Bauer! Satzbau und Wortwahl kommen von einem Geschulten!

Er nahm einen Schluck Wein, las weiter, lachte polternd: Der hält sich wohl für einen Dichter! Klagt über Zinsen in dieser »geldöden Zeit«! Aber alle Achtung, die Klagepunkte sind klar, mit einer gewissen Steigerung aufgelistet, das Schreiben wird Effekt machen. Wisst Ihr, wer es aufgesetzt hat?

Der Schulmeister von Schüpfheim. Johann Jakob Müller heißt er, sagte der Spitzel.

Wisst Ihr mehr?

Müller behauptet, er habe die Petition unfreiwillig entworfen, man habe ihn gewissermaßen erpresst, er werde aber die Aufgabe mit der ihm gewohnten Gründlichkeit erledigen. Die Postulate seien zu kleinkariert, habe er kritisiert, man müsse so einem Mandat mehr Dampf aufsetzen ...

Schade, dass so einer für die falsche Seite arbeitet, sagte Amrhyn. Verlangte dann, dieser Müller habe sich morgen während der Visitation in Romoos zu zeigen.

3

Am Tümpel waren die Kröten Katharinas Spielgefährten, das Kind baute ihnen im Uferboden Gräben und Brücken, in einer Erdburg ließ es sie aus rundbogigen Fenstern und von Balkonen schauen. Manchmal spielte es mit ihnen Vater und Mutter, hörte hingerissen auf ihre Stimmen, denn die Großtante saß abends im Stuhl, schweigsam, mit verschlossenen, gefälteten Lippen.